

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 10.

Posen, den 13. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

## Der Seewolf.

Von Jack London.

81. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Aber ich wage es nicht, nachts allein an Land zu bleiben,“ sagte Maud, als ich mich wieder beruhigt hatte. „Es wäre doch zehnmal schöner, wenn er sich freundschaftlich zu uns stellte und uns hülfte. Dann könnten wir alle so gut an Bord wohnen.“

„Das werden wir auch,“ sagte ich, immer noch erregt, denn die Zerstörung meiner lieben „Schere“ hatte mich schwer getroffen. „Das heißt: wir beide werden an Bord wohnen, mit oder ohne Wolf Larsens Freundschaft.“

„Es ist kindisch,“ lachte ich kurz darauf, „kindisch von ihm, etwas derartiges zu tun, und von mir, sich darüber aufzuregen.“

Aber ich konnte mich doch nur mühsam beherrschen, als ich an Bord kletterte und die Verwüstung sah, die Wolf Larsen angerichtet hatte. Maud hatte Tränen in den Augen, und ich glaube, sie galten mir. Ich hätte selbst weinen mögen. Was wurde jetzt aus unserem Plan, die „Ghast“ wieder seetüchtig zu machen!

„Er verdient den Tod!“ rief ich, „und Gott verzeihe mir, daß ich nicht Manns genug bin, den Henker zu spielen.“

Aber Maud saß neben mir, ließ ihre Hand besänftigend durch mein Haar gleiten, als ob ich ein Kind wäre, und sagte: „Still, still, es wird schon alles gut werden. Der liebe Gott wird uns nicht im Stich lassen.“

Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter und fühlte meine Kraft zurückkehren.

„Er kommt,“ flüsterte sie.

Ich sah auf. Er kam lässig an Backbord über die Ruff.

„Nehmen Sie gar keine Notiz von ihm,“ flüsterte ich. Er will nur wissen, wie wir es aufnehmen. Lassen Sie ihn nichts merken. Die Befriedigung brauchen wir ihm jedenfalls nicht zu gönnen. Ziehen Sie die Schuhe aus — so ist es recht — und tragen Sie sie in der Hand.“

Und dann spielten wir Blindetuh mit dem Blinden. Kam er nach Backbord, so schlüpfen wir nach Steuerbord, und von der Achterhütte aus sahen wir, wie er lehrte und unsere Spuren nach achtern verfolgte.

„Ach, ich weiß gut, daß Sie an Bord sind,“ rief er, und ich konnte sehen, wie er nach diesen Worten intensiv lauschte.

Ich mußte an die große Schrei-Gule denken, die, wenn sie geschrien hat, lauscht, um die Bewegungen ihrer aufgeschreckten Beute zu hören. Wir regten uns jedoch nicht. Wir bewegten uns nur, wenn er sich bewegte. Und auf diese Weise huschten wir auf Deck hin und her, Hand in Hand wie ein paar Kinder, die von einem scheußlichen Kobold geheßt werden, bis Wolf Larsen der Geschichte überdrüssig wurde und sich in die Kajüte begab. Wir zogen uns wieder die Schuhe an und kletterten in unser Boot. Und als ich in die klaren braunen

Augen Mauds blickte, vergaß ich alles Böse, das er uns angetan hatte, und wußte nur, daß ich sie liebte und daß ich aus dieser Liebe die Kräfte schöpfen würde, den Weg zurückzufinden.

Zwei Tage lang durchstreiften Maud und ich See und Küste auf der Suche nach den verlorenen Masten. Aber erst am dritten fanden wir sie, auch die „Schere“, zwischen den gefährlichen Riffen am südwestlichen Vorgebirge. Wie wir arbeiteten! Am ersten Tage lehrten wir bei Einbruch der Dunkelheit mit dem Großmast im Schleppe vollkommen erschöpft in unseren kleinen Schlupfhafen zurück. Es war völlige Windstille, und wir mußten uns Zoll für Zoll mit den Riemen vorwärtsarbeiten. Nach einem zweiten Tage mühseligster Arbeit hatten wir die beiden Maststengen geborgen. Am dritten Tage machte ich eine verzweifelte Anstrengung. Ich band Großmast, Spiere und Gaffel zu einem Floß zusammen. Der Wind war günstig, und ich hoffte, sie unter Segel zurückbugstieren zu können; aber nach einigen Böen legte sich der Wind, und wir mußten wieder rudern. Es ging im Schneidentempo, und mein Mut sank. Seine ganze Kraft einzulegen und doch zu fühlen, wie das Boot durch das schwere Gewicht, das daranhing, zurückgehalten wurde, das war tief niederdrückend.

Die Nacht brach herein, und um die Situation noch zu verschlimmern, erhob sich ein Gegenwind, der uns auf das offene Meer zurücktrieb. Ich kämpfte, bis ich nicht mehr konnte. Die arme Maud, der ich die harte Arbeit nicht hatte ersparen können, lehnte sich erschöpft gegen den Achtersteven. Meine geschwollenen Hände vermochten sich nicht mehr um die Riemen zu schließen. Handgelenke und Arme schmerzten unerträglich, und obgleich ich um zwölf Uhr tüchtig gegessen hatte, war ich nach der harten Arbeit schwach vor Hunger.

Ich zog die Riemen ein und beugte mich hinüber zu der Leine, die das Floß hielt. Aber Mauds Hände streckten sich abwehrend nach den meinen aus.

„Was wollen Sie tun?“ fragte sie mit erhobener Stimme. „Es loswerfen,“ antwortete ich.

Ihre Finger umschlossen die meinen.

„Bitte, tun Sie es nicht,“ bat sie.

„Es hat keinen Zweck,“ erwiderte ich. „Es ist schon Nacht, und der Wind treibt uns vom Lande ab ins Meer hinaus.“

„Aber denken Sie daran, Humphrey, wenn wir nicht auf der „Ghast“ fortsegeln, können wir jahrelang auf der Insel bleiben — vielleicht das ganze Leben. Ist sie bis heute nicht entdeckt worden, so wird sie es vielleicht nie.“

„Sie zittern jetzt schon.“

„Ach, bitte, bitte, Humphrey, tun Sie es nicht!“ rief sie.

Und so endete es mit den Worten, die, wie sie wußte, eine solche Macht über mich besaßen, daß ich nicht widerstehen konnte. Wir litten furchtbar die ganze Nacht. Hin und wieder schlief ich ein, aber immer wieder weckte mich die schmerzhafteste Kälte. Wie Maud es aushielt, ist mir unbegreiflich. Ich war zu müde, um die Arme zusammenzuschlagen und mich selbst warm zu halten, aber ich fand hin und wieder die Kraft, ihre

Hände und Füße zu reiben, um ihr Blut wieder treten zu lassen. Und trotzdem hat sie mich immer noch, nicht die Masten im Stich zu lassen. Gegen drei Uhr morgens wurde sie von einem Krampf befallen, und als ich sie durch Reiben wieder zu sich gebracht hatte, lag sie eine Zeitlang ganz still da. Ich war tief erschrocken.

„Günstiger Wind!“ rief ich, aber so heiser, daß ich meine eigene Stimme kaum erkannte.

Maud versuchte zu antworten, konnte jedoch keinen Ton hervorbringen. Ihre Rippen waren blau vor Kälte — aber ach, wie tapfer blickten ihre braunen Augen mich an!

Wieder begann ich, ihr Hände und Füße zu reiben und die Arme auf- und niederzuschwingen, bis sie es selbst vermochte.

Dann kam der Wind, ein frischer, günstiger Wind, und bald arbeitete sich das Boot durch eine schwere See der Insel zu.

Ich wankte an Land, um die Fangleine festzumachen. Maud konnte nicht mehr auf den Füßen stehen, und ich hatte nicht die Kraft, sie zu tragen. Ich fiel mit ihr in den Sand, und als ich wieder hochkam, begnügte ich mich, sie unter die Schulter zu fassen und den Strand hinauf nach der Hütte zu ziehen.

Am nächsten Tage arbeiteten wir nicht. Wir schliefen bis drei Uhr nachmittags, oder wenigstens ich tat es, denn als ich erwachte, war Maud schon dabei, das Mittagessen zu bereiten. Es war wunderbar, wie schnell sie sich erholte. Ihrem zarten Körper wohnte eine Kraft inne, die man ihr nicht zugetraut hätte.

Als dann der kurze Tag verschwand, kamen wir auf Wolf Larsens Blindheit zu sprechen. Sie war uns unerklärlich. Daß es Ernst war, darauf ließ seine Erklärung schließen, daß er auf der Mühsalinsel bleiben und sterben wollte. Wenn dieser starke Mann, der das Leben so liebte, an sein nahes Ende glaubte, so war es klar, daß seine Blindheit nicht alles war, was ihn plagte. Er litt an seinen fürchtbaren Kopfschmerzen, und wir wurden uns einig, daß es sich um ein Versagen seines Gehirns handeln mußte und daß er in seinen Anfällen größere Qualen zu erdulden hatte, als wir es uns vorstellen konnten.

Während wir über seinen Zustand sprachen, beobachtete ich, wie Mauds Mitleid mit ihm immer mehr wuchs; ich konnte nicht anders, ich mußte sie um so mehr lieben deshalb, so echt weiblich war es! Auch lag in ihrem Gefühl nicht die geringste Sentimentalität. Sie stimmte mir bei, daß wir mit der größten Härte vorgehen mußten, wenn wir von hier fortkommen wollten, obgleich sie vor dem Gedanken zurückschauderte, daß ich, um uns zu retten, vielleicht gezwungen war, ihn zu töten.

Am nächsten Morgen frühstückten wir, und als der Tag anbrach, waren wir schon an der Arbeit. Drei Tage hatte ich zu tun. Es gab wohl nichts, wozu ich mich weniger geeignet hätte als zum Mechaniker — ein einfacher Maschinist hätte das, wozu ich diese drei Tage brauchte, in ebensoviel Stunden geschafft. Ich mußte erst mit dem Werkzeug umgehen und die einfachsten Grundregeln der Mechanik kennenlernen, die für den Fachmann eine Selbstverständlichkeit waren. Im Laufe eines halben Tages bekam ich die beiden Marsstengen an Bord, hatte die „Schere“ aufgetafelt und mit Bardunen versehen. Und diese Nacht schlief ich an Bord neben meinem Werke. Maud, die sich geweigert hatte, an Land zu bleiben, schlief in der Back. Während ich arbeitete, hatte Wolf Larsen daneben gefessen, gelauscht und sich mit Maud und mir über unwichtige Dinge unterhalten. Von keiner Seite wurden Andeutungen über die Zerstörung der „Schere“ gemacht; ebensowenig sagte er wieder etwas davon, daß ich sein Schiff in Ruhe lassen sollte. Aber immer wieder fürchtete ich ihn, der, blind und hilflos, lauschte, immer lauschte, und ich hütete mich, während der Arbeit in die Reichweite seiner starken Arme zu kommen.

Als ich nachts unter meiner geliebten „Schere“ schlief, wurde ich durch seine Schritte an Deck geweckt. Es war eine sternklare Nacht, und ich konnte ihn undeutlich umhertappen sehen. Ich wickelte mich aus meinen Decken und schlich geräuschlos auf Strümpfen hinter ihm her. Er hatte sich mit einer Ziehflinge aus dem Werkzeugkasten versehen, und wollte sich nun daranmachen, die Falle, die ich wieder an der „Schere“ befestigt hatte, zu durchschneiden. Er betastete die Falle und merkte, daß sie nicht straffgezogen waren. Hier nutzte die Ziehflinge nichts. Er zog die Leinen daher an, und machte sie fest. Dann schickte er sich an, zu schneiden.

„An Ihrer Stelle würde ich es nicht tun,“ sagte ich ruhig. Er hörte das Klicken meiner Pistole und lachte.

„Hallo, Hump!“ sagte er. „Ich wußte gut, daß Sie da waren. Sie können meine Ohren nicht täuschen.“

„Das ist nicht wahr, Wolf Larsen,“ erwiderte ich ebenso ruhig wie zuvor. „Ich warte aber auf eine Gelegenheit, Sie zu töten. Also schneiden Sie nur weiter.“

„Die Gelegenheit haben Sie immer,“ sagte er.

„Los, schneiden Sie!“ drohte ich bedeutungsvoll.

„Das Vergnügen gönne ich Ihnen doch nicht,“ lachte er, wandte sich um und ging nach achtern.

„Es muß etwas geschehen, Humphren,“ sagte Maud am nächsten Morgen, als ich ihr den nächtlichen Zwischenfall erzählte hatte. „Solange er seine Freiheit hat, ist er zu allem fähig. Er kann das Schiff in den Grund bohren oder in Brand stecken. Man kann gar nicht wissen, worauf er verfällt. Wir müssen ihn festnehmen.“

„Aber wie?“ sagte ich und zuckte hilflos die Achsel. „Ich wage mich nicht in die Reichweite seiner Arme, und er weiß gut, daß ich ihn nicht erschießen kann, solange er sich auf passiven Widerstand beschränkt.“

„Es muß eine Möglichkeit geben,“ beharrte sie. „Lassen Sie mich nachdenken.“

„Es gibt eine Möglichkeit,“ sagte ich grimmig.

Sie sah mich erwartungsvoll an.

Ich hob einen Robbentknüppel.

„Töten werde ich ihn nicht,“ sagte ich. „Und ehe er sich erholt hat, habe ich ihn gut und sicher gebunden.“ Sie schüttelte schauernd den Kopf. „Nein, so nicht. Es muß ein weniger brutales Mittel geben. Lassen Sie uns noch warten.“

Aber wir sollten nicht lange warten, bis die Frage von selbst gelöst wurde. Am Morgen, während ich arbeitete, kam Wolf Larsen an Deck. Wir bemerkten sofort etwas Seltsames an ihm. Sein Gang war noch unsicherer als sonst. Als er die Kajüte an Backbord passierte, schwankte er geradezu. Bei der Ruff taumelte er, hob die Hand, um die gewohnte Bewegung des Wegwischens zu machen, und fiel die Treppe hinunter auf das Hauptdeck. Er kam auf die Füße, stolperte aber und schlug mit den Armen um sich, um das Gleichgewicht zu bewahren. Auf der Laufbrücke blieb er eine Weile benommen stehen, dann krümmte er sich plötzlich und brach zusammen. Die Füße glitten ihm fort, und er stürzte aufs Deck.

„Einer seiner Anfälle,“ flüsterte Maud, und ich konnte warmes Mitleid in ihren Augen lesen.

Wir traten zu ihm, aber er schien das Bewußtsein verloren zu haben und atmete nur keuchend. Sie hockte neben ihm nieder, hob ihm den Kopf, um den Blutandrang zu vermindern, und schickte mich in die Kajüte, um ein Rissen zu holen. Ich brachte auch Dedden, und wir bettelten ihn. Ich fühlte ihm den Puls. Der schlug regelmäßig und kräftig und war ganz normal. Das war merkwürdig, und ich wurde mißtrauisch.

„Wie, wenn er sich nur verstellt?“ sagte ich, noch sein Handgelenk haltend.

Maud schüttelte den Kopf mit einem vorwurfsvollen Ausdruck. Aber im selben Augenblick entriß er mir sein Handgelenk und umklatterte das meine wie ein Teller-eisen. In Todesangst stieß ich einen wilden, unartikulierten Schrei aus. Ein Blick zeigte mir sein boshaftes,

triumphierendes Gesicht, dann legte sich sein anderer Arm um meinen Leib, und zog mich in einer furchtbaren Umarmung nieder.

Er ließ mein Handgelenk los, sein anderer Arm legte sich um meinen Rücken, umschloß meine beiden Arme, so daß ich mich nicht rühren konnte. Seine freie Hand tastete nach meiner Kehle, und dank meiner eigenen Dummheit hatte ich in diesem Augenblick den bitteren Vorgeschmack des Todes. Warum hatte ich mich in Reichweite dieser furchtbaren Arme gewagt? Ich fühlte andere Hände an meiner Kehle. Es war Maud, die sich vergebens bemühte, die Hand, die mich würgte, loszureißen. Sie gab den Versuch auf, und jetzt hörte ich sie herzzerreißend schreien — wie ein Weib in Angst und tiefster Verzweiflung schreit. Ich kannte dies Schreien vom Untergang der „Martinez“ her.

(Fortsetzung folgt.)

## Besuch in einer Negeruniversität.

Von Richard Quetsenbeck (Durban, Südafrika).

Vor hundert Jahren standen da, wo sich heute die Großstadt Durban erhebt, noch die Krallen der Zulus, wo heute die Motorbaracken Wetrennen um silberne Pokale machen, schwammen Profoblie und Leguane, und in den Bergen, durch die heute die Ausflugsautos fahren, brüllten die Löwen und bellten die Schakale.

Die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Aus den Zulus sind zivilisierte Leute geworden. Viele von ihnen arbeiten als Kaufleute oder sind in Banken angestellt, sie gehen in moderner Kleidung und benehmen sich, als wenn sie Jahrhunderte nichts anderes getan hätten, wie vollendete Gentlemen.

Die Negerfrage ist für die regierende Klasse ein schwieriges Problem geworden. Im Anfang, als man das Land betrat und die Schwarzen in ihren wilden Verhältnissen beobachten konnte, war man darauf bedacht, sie zu heben. Man schickte sie in die Missionschulen, machte sie zu Christen und brachte ihnen ein zivilisiertes Benehmen bei.

Dann war man erstaunt, daß die Neger von ihrer Bildung Gebrauch machten, sie wollten nicht nur eine Kopie der Weißen sein, sie wollten auch wie die Weißen leben. Sie begannen in stets sich verstärkendem Maße sich in Berufe hineinzudrängen, die früher den Weißen vorbehalten waren. Die Engländer waren genötigt, die sogenannte Farbenschranke aufzurichten, man ließ die Schwarzen bis zu gewissen Positionen kommen, aber dann wurde ihnen nach einem stillen Uebereinkommen ein Halt geboten, das sie bei Lebensgefahr nicht überschreiten durften.

Die Neger sind heute so klug geworden, daß sie die bedrängte Lage der Weißen sehr wohl überblicken, sie suchen die Bildung, die ihnen in den Missionschulen beigebracht wurde, mit eigenen Kräften möglichst zu vervollkommen. In Südafrika gibt es eine Menge sogenannter Negergewerkschaften, die eigene Schulen unterhalten.

In der Nähe von Durban, zwischen Durban und Port Elisabeth, ist eine Universität für Neger. Sie wird ausschließlich von Negern besucht und von Negern geleitet.

Ich hatte mir eine Einladung durch einen Missionspater der hier sehr bekannten großen Missionsstation Maria Hill beschafft. Viele der Böglinge von Maria Hill gehören der Universität an, auch einige der schwarzen Professoren haben in ihrer Jugend auf den Bänken von Maria Hill gesessen.

Ich wurde im Auto vom Schiff abgeholt, neben dem schwarzen Chauffeur saß ein Eingeborener mit einem würdigen Bart in einem tadellosen Anzug und einem hellen Filzhut. Er stellte sich mir als Benjamin G. vor, es war ein junger Lehrer der Universität in L.

Der Mann sprach ein vollendetes Englisch und erzählte mir während der Fahrt viel von der Situation der Schwarzen. Er sagte mir, daß die Eingeborenen des ganzen Landes sich als eine unterdrückte Klasse zu fühlen begännen, und es sei einfach eine Frage des Lesens und Schreibens, also eine Sache der Elementarbildung, daß sie es lernten, gemeinsam zu handeln und gemeinsam ihre Interessen zu vertreten.

Während der Fahrt kamen wir an einigen Negerdörfern vorbei, die sich mit ihren runden Strohhütten und Feuerstellen in einem primitiven Zustand befanden, wie er vor tausend Jahren auch nicht anders gewesen sein kann. Weiber saßen vor den Hütten und säugten Kinder, Schweine und Stühner schienen zu einem wirren Schmutzknäuel geballt. Ein Mann stand vor einem Misthaufen und sog an einer langen weißen Tonpfeife.

Ich sagte meinem Führer, daß diese Neger noch lange gebrauchen dürften, bis sie fertige Mitglieder einer Gewerkschaft seien.

Er meinte, das sei nur eine Sache des Geldes; wenn man diese Menschen aus ihrem Milieu herausnähme, sie anständig anpöge und ihnen gewisse Elementarkenntnisse beibrächte, seien sie so verändert, daß man sie nicht wiedererkenne.

Die Universität ist von einem Kranz von Häusern umgeben, die nach dem Muster der englischen Colleges die Wohnräume der Böglinge enthalten. In jedem dieser kleinen Häuser wohnen etwa fünfzig schwarze Jünglinge, die durch ein Self Government

nach moderner Methode zusammengehalten werden. Das Government ist eine Kommission, die monatlich durch eine Wahl aller Hausinsassen geschaffen wird. Sie bestimmt diktorisch über alles, was im Haus geschieht, in die Dinge, die die Unberührt betreffen, darf sie sich natürlich nicht einmischen.

Mein Gewährsmann erzählte mir, daß die Kommissionen ein rücksichtsloses Regiment führten, und daß in einigen Häusern, die zwar wegen ihrer strengen Zucht gefürchtet seien, aber einen hohen Ruf genossen, für relativ kleine Vergehen die Prügelstrafe eingeführt sei.

Wir beobachteten eine Negermannschaft beim Fußballspiel. Die eine Partie trug rote, die andere weiße Jumper, beide schrien sich die Kehlen heiser, das Spiel war gut, es war wirklich zwischen schwarzen und weißen Fußballspielern nicht der geringste Unterschied. Mein Führer bemerkte mein Interesse. Stolz gab er seiner Stimme eine Würde, die mich etwas komisch berührte.

Er führte mich in eins der Unterkunfts Häuser, wir betraten einen Schlaflaal, in dem die weißen Bettüberzüge glänzten. Im Speiseraum waren mehrere Böglinge mit dem Decken der Tische beschäftigt, es klappte von Geschirr und fröhliches Lachen erfüllte den hohen Raum.

Wir fragten einen der jungen Burjchen, was es heute zu Tisch gäbe. Er gab uns eine Speisekarte, auf der dreimal rot unterstrichen etwas von Ham and Eggs stand.

Die Räume, in denen die Vorlesungen abgehalten werden, liegen in dem Hauptgebäude. Auf dem Haus wehten die englische Flagge und der alte burische Bierkeur in traumem Verein. Da zur Zeit meines Besuches der Streit um die Landesflagge in der ganzen Union erbitterte Formen angenommen hatte, fragte ich meinen Führer, weshalb man hier zwei Flaggen führe.

Herr Benjamin G. sagte mir, daß die Neger sich, soweit es ginge, politisch neutral verhielten, die Lehrerschaft der Universität habe sich entschlossen, in den Flaggenstreit unter keinen Umständen eingzugreifen. Die Sympathien der Neger seien weder bei den Engländern noch bei den Buren, sondern allein bei den Negern. Es sei sehr bezeichnend, daß die beiden Eroberer des Landes sich darum stritten, welches Symbol ihren Gemakalten vorangehen solle, an eine Negerflagge habe bisher niemand gedacht. Und doch werde sie kommen, wenn vielleicht auch erst in hundert Jahren.

Unser Gespräch, das sehr laut geführt wurde, war von einem würdigen schwarzen Herrn mit Zylinder und Bratenrod gehört worden. Ohne sich mir vorzustellen, mißte er sich in die Diskussion. Es sei gar keine Frage, daß die Neger eines Tages ihre eigene Flagge haben würden. Dazu müßten sie sich allerdings erst beweisen, daß sie eine Nation seien. Ungeheure Hindernisse Bewußtheit kommen könnten. Es beständen Hindernisse des Charakters und Hindernisse der Bildung. Dieser letzteren suche man hier in L. nach Kräften zu helfen, aber den zum Partikularismus neigenden Negercharakter könne man natürlich nicht von heute auf morgen ändern. Das sei eine Arbeit von Generationen.

„Wir Neger,“ sagte der Mann mit dem Bratenrod, „müssen uns bewußt werden, daß wir eine einheitliche, unter dem Druck der Ausländer leidende Nation sind. Die Neger sind ein verträumtes, auf das Geistige gerichtetes Volk wie etwa die Chinesen. Genau so schwer, wie es heute die jungen Erzieher der Chinesen haben, haben wir es auch. Dem Erwachen des dunklen Erdteiles, wie es immer so schön in Ihren Reden heißt, muß von uns energisch nachgeholfen werden.“

Immer mehr schwarze Herren mit Zylinder und Bratenrod hatten sich um uns gesammelt, sie hörten schweigend der Rede des Alten zu, der mich mit seinen weißen Zähnen überzeugend anblickte.

„Kommen Sie etwas weiter,“ sagte mir Benjamin G. leise, „da kommt Professor M., er ist bekannt wegen seiner Feindseligkeit gegen Menschen mit weißer Hautfarbe. Er hat neulich bei einer Sitzung der Lehrerschaft durchgesehen wollen, daß der Besuch der Universität durch Weiße verboten werde. Es ist aber natürlich nicht durchgegangen. Die Engländer hätten uns wahrscheinlich die Universität schließen lassen. M. ist in seiner Art ein Revolutionär.“

Wir gingen durch einen Bogengang, der an den Gang eines Klosters erinnerte. In diesem Moment erkobte eine schrille Glocke. „Eine Lehrstunde ist beendet,“ sagte Benjamin G. Ein Schwarm von Studenten drängte sich durch das Portal, sie lachten, schwätzten, zeigten sich Bücher und tollten wie Schulknaben. Ueberhaupt machte mir die Universität im ganzen mehr den Eindruck einer Schule. Benjamin G., dem ich dies sagte, meinte, man dürfe nicht vergessen, daß die Vorbildung der Schüler sehr gering sei, und daß der Lehrplan darauf Rücksicht nehmen müsse. Neben Vorlesungen über Erkenntnistheorie gebe es solche für Schönschreiben und Elementarrechnen. Man dürfe keine europäischen Maßstäbe an die Anstalt anlegen.

Ich fragte noch, ob bei der Universität auch weibliche Hörer zugelassen seien.

„Selbsterfindlich! Aber diese Erlaubnis hat vorläufig nur theoretischen Charakter. Die Erziehung unserer Frauen ist noch nicht so weit, daß man ihnen einen Abschluß durch eine Universität geben könnte.“

Wir standen wieder vor dem Auto, das mich gebracht hatte, der schwarze Chauffeur sprang heraus, um mir den Schlag aufzureißen. Als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte, kam ein junger Mann und überreichte mir einen Stoß von Propagandaschriften. Benjamin G. winkte mir freundlich zu, und in der Ferne wurden mir zu Ehren einige würdige Zylinderhüte gekippt.

## Der römische Zirkus und die Zirkusspiele.

Der Weg zu den blutigen graubiosen Zirkusspielen im alten Rom führt durch Jahrtausende zurück; im heutigen Rom erinnern an diese gigantischen Großtaten vollendeter Körperkultur und unerhörter Massenverblendung nur Ruinen. Es war einmal... Und doch, eben diese Spiele, Wettrennen, Tierheken und Volkssensationen sind die glänzenden Vorläufer der heutigen Kritik, so wie das erste Amphitheater der allererste feste Zirkus mit einem purpurroten Zeltdach war.

Auch damals schlugen die Veranstalter die große Reskamentrommel, und scheinend bunte Maueranschläge luden Adel und Bürgertum zu den Darbietungen ein. Der römische Marktplatz mit den primitiven Schauvorrichtungen genigte nicht lange, ein Holzbau wurde von den wahnsinnig gereizten Zuschauern einmal kurzerhand demoliert, und so kam es zum Stein- und Marmor-Bau, dem römischen Coliseo, das nicht weniger als 87 000 Sitzplätze und 15 000 Stehplätze gehabt haben soll, von 12 000 gefangenen Juden als Fronbau errichtet. Wenn Steine reden könnten, was würden sie nicht alles erzählen und zum Steinerweichen klagen! Während in Konstantinopel erst die Türken-erhebung dem Zirkuswesen mit allen jenen Auswüchsen ein Ende mit Schrecken bereitet hatte, waren es in Rom die — Deutschen, die im Zuge und im Vanne der Völkerverwanderungen den nicht zu schildernden Entartungen verblaster Zirkusherlichkeit den Garaus machten.

Es ist hochinteressant, daß der Zirkusgedanke in der römischen Kaiserzeit aus politischen Erwägungen und Intrigen hervorgegangen war, man wollte „oben die Aufmerksamkeit von sich, den leeren Staatskassen und den zerrütteten Staatsangelegenheiten ablenken, und die fluchbeladene Regierung prägte das noch heute weltbekannte Wort: Panem et circensis! — Brot und Spiele! Der liebe Pöbel war befriedigt und beruhigt! Ganz wie heute blühte das szenische Theater (Lust- und Trauerspiel) immer mehr an Bedeutung und Zulauf ein, während der Pferdesport, voran das zum Höllethimmel dommernde Wagenrennen, hoch und nieder, alt und jung, Mann, Frau, Kind in ein förmliches Begeisterungsrausen versetzte.

Während aber bei diesem Kampf der Wagen, der Neme und der Gefänge der Griechen astro, miltwische und in den olympischen Spielen sich, seine strahlende und seine Kunst zeigte, sandte der stolze und strenge Römer bloß die tiefsten Schichten der Bevölkerung, die Gladiatoren, und die zum Martertod bestimmten Sklaven in die Arena, die in Rom einen mit Sand bedeckten Bretterboden hatte. Unter diesem Boden befanden sich gemauerte Räume für Garderoben, zur Unterbringung von Dekorationen und wilden Tieren, ferner eine majestätische Anlage eines mit wohlriechenden Essenzen parfümierten Schrupfbrennens in der Mitte der Arena, endlich Wasseranlagen für Wasserpantomimen. Wer denkt da nicht an den Zirkus mit seinen Artisten und Behefen?

In Rom gab es eigene Zirkusproben, eigene komfortable Kasernen, die mitunter 2000 Künstler beherbergten. Die Disziplin war streng, nicht weniger als zehn Stunden am Tage wurde geübt und vor eigenen Kommissionen Prüfungen abgelegt. Schon damals wurden von den in glänzenden Mänteln stehenden Helden der Arena unangenehme nicht gebildet und mit Nutzen aus dem Kampfraum gepeitscht. Diese zumwärtigen Kämpfer, die auch die Helden ungezügelter Viebesaffären in der damals besten, höchstgestellten römischen Gesellschaft waren, hatten ihr eigenes Ständestribunal, vorgesetzte Rechts- und Spielmeister, ja sogar nach Ausgrabungen eine Art Zirkusnachrichtenblatt, das allerdings für die gezwungenen Gladiatoren (Sklaven, Verbrecher, nach Rom Verschleppte) nicht bestimmt war. Die sonst unannahbaren Senatoren dilettierten im Amphitheater, sogar römische Kaiser traten teils in eigens präparierten Festvorstellungen, teils im intimen Mahnen auf.

Die eigentlichen Gladiatorenspiele waren nichts anderes als im täglich bereicherterem Durchleben von Opfern und Schwächeren unter dem tierischen Jubel der satanisierter Menge. Es begann mit einem Paradezug unter losenden Musikklängen, dann mit Scheinsechden mit stumpfen Waffen, worauf der Todesfang der sogenannten Netzwerfer, die mit Dolch und dreizackigen Harpunen besetzt waren, die tier Stolz hohe Arena buchstäblich erschütterte. Der Leichnam wurde bestialisch an einem Haken aus der Arena geschleift, die Überlebenden, oft zu Tode verwundet, konnten entweder die Makabeln und das schreiende Volk mit emporgehobenem Finger um Gnade bitten oder gaben sich selbst den Gnadenstoß. Wurden Lächer geschwankt, die Daumen im Publikum emporgehalten, durfte der numme Gladiator weiter leben, das Abwärtsstrecken der Daumen bedeutete sein sofortiges Ende.

Nach jedem großen Massengang war eine längere Erfrischungspause, während dieser Zeit durften die bestialischen Jungfrauen die Sieger besuchen und um die Toten klagen. Diesen kirzsischen Spielen folgten die Tierheken und die Seekämpfe. Bei einem hunderttägigen Feil (im Jahre 80 nach Christi Geburt) wirkten nach der Sage 5000 wilde Tiere mit, die teils gekehrt wurden, teils aber, wie die Löwen-Viergespanne, Wunder der Dressur zeigten. Dem römischen Gebrauche nachgeahmte Ausstattungstücke mit 2000 Verkaufsstellen und Arbeiter versetzten ganz Rom in einen Taumel, das Amphitheater — durch Verkauf — ausverkauft. Den Höhepunkt dürften aber die Naumachten oder Seekämpfe gebildet haben, die Gladiatoren zu Schiff (die Arena wurde künstlich unter Wasser gesetzt) lieferten Seckere — zwei besondere Bassins wurden angelegt, die Parteien kämpften auf Tod und Leben mit wirklichen Waffen, und die Menge weidete sich besonders an den Qualen der Ertrinkenden, die — gewertet werden durften. Das

war noch, das waren — weitberühmten Zirkusspiele! Das Christentum im Jahre 400 machte dem Spul ein Ende. —

Man hört in diesen vergilten, oft unverständlichen Folianten den jurenden Atem der Weltge... So fremd und dem Zirkusfemmer so unheimlich vertraut! Es — dieselben Leidenschaften, dieselben Urinstinkte, mein Gott, ganz dieselben Zuschauer und Travorufer. Und man möchte stieben vor dem erschütternd traurigen Gedanken, daß die Weltgeschichte sich nur im Kreise bewegt. L. G.

## Influenza.

Lang habe ich geschwankt, ob ich aus dieser Idee ein dreibändiges Werk: „Geschichte der Influenza von den Anfängen bis zur Gegenwart“ oder, unter Ausnützung der Konjunktur, politisch gefärbt, einen Band „Die Influenza in den europäischen Herrscherhäusern“ machen sollte. Ich entschloß mich jedoch bescheiden zu folgender unscheinbaren Gestaltung.

Der kalte Winterhimmel bewahre jedes lebende Geschöpf vor des Teufels verheerender Krankheit: Influenza. Seit 1918 auch Grippe genannt. Es gibt keine unerbärlere Plage als diese Geißel der Menschheit. Eine dreitägige Inquisitions-Holter im Mittelalter muß eine reine Viehstosung dagegen gewesen sein. Epidemisch tritt sie auf, infiziert scheinend jung und alt. Der Vater steckt die Mutter an, der Bruder die Schwester, der Freund den Freund: Kampf aller gegen alle. — Eine Peitlang laufen sie dann noch umher mit trüben Augen, bleichen Wangen, roten, fiebrigen Köpfen, bis Schmerzen und Schwindel zwingen, das Bett aufzusuchen. Vom kleinen Feh bis zur Haarspitze des durchgekämmten Scheitels tut alles weh. Der Husten erschüttert Schädel und Hirn, kratzt die Kehle wund. Der Schnupfen entlockt den Drüsen ganze Badeanstalten voll salzigen Wassers, das den Schlund aufraucht, zum Husten reizt, den Rachen unpassierbar macht. Und das Schlucken tut weh. O so weh.

Schlimmer jedoch, hundertmal schlimmer jedoch als die Krankheit an sich, ist ihre Heilung. Das kommt von den „Methoben“. Denn liegt du, Unglücklicher daheim im Bett und phantasierst, dann werden sich alsbald alle guten und bekannten Verwandten einstellen, um gute Ratschläge zu erteilen und Heilversuche anzustellen. Kraftisch läuft das auf Vivisektion hinaus. Fenchelhonig, Anis, Kandis, Salze, Plumpudding, Zukufates, Maag, rohes Gansenfleisch, die Augen vom Karofen, unendliche Mengen Suppen aller Sorten, die Gott verboten hat, die trichtert man dir ein. Tante Emma macht dauernd kaste. Tante München heiße, Großmutter leinwarme Kreuzpackungen. Die eine kuriert nach der zweiten verbesserten Auflage des Bilz'schen Naturheilverfahrens, die andere nach dem dicken Bälzer „Der eigene Arzt in allen Lebenslagen“. Die eine heizt das Zimmer als sollte ein Dase gebatren werden, die andere reizt Türen und Fenster auf und schreit: „Nur frische Luft kann retten!“ Stellen sich dann Komplikationen erster Natur ein, fühlst du dich also schon im Geiste mit unterirdischen Gefilden und Sphären berührt und verlangst energisch nach einem Arzt, dann verziehen sie sich leise weinend, das Wort „Undankbarkeit“ auf den zitternden Lippen.

Krankengeschenke sind eine schlimme Unsitte. Blumen, Wein, Biquits mögen angehen, aber wozu schleppt man Waggonladungen von Dingen ans Bett des Halbtoten, die ihn nur aufregen? Zigaretten, Zigaretten, Hümmer, schwerste unerbäuliche Sehlengerichte, teure Medizin, Freibillets für die Oper am folgenden Tag usw. — Nur einmal hatte ich Glück. Da sandte mir eine unbekante Gönnerin eine Flasche alten Schwarzwälder Kirchwassers, die Tanten schrien, das werde mein Tod sein! Aber es war mein Leben, denn ich piefscherte nach und nach den Biter in der Nacht aus. Am nächsten Morgen konnte ich wieder zum Sechstagerennen antreten. — Unberwegs traf ich eine Bekannte. „Nanu,“ sagte diese, „was hat Ihnen denn so schnell geholfen?“ Eine Flasche Kirchwasser! — Da wurde sie rot. Daran merkte ich, daß sie es gewesen war; die mir... es war eine reizende Studentin der Medizin. Sie kurierte also jedenfalls Influenza mit Schnaps.

Otto R. Gervais.

## Fröhliche Ecke.

Der Letzte. Professor Haberstroh hatte das Bed, mit der Zeit in seinen vollständigen Vorlesungen immer weniger Zuhörer zu sehen. Einem Abends bevölkerten ganze drei Personen den Vortragssaal, die sich im Verlaufe des Vortrags bis auf einen in der vordersten Reihe, der erst später gekommen war, auch verteilten. Haberstroh las unentwegt noch drei Viertel Stunden weiter, bis er nicht nur im Saale, sondern immer häufiger die „gähnde Leere“ auch im Gesicht des einzelnen Mannes vor sich beobachten mußte. — „Lieber Freund,“ sagte er endlich, „ich glaube fast, Sie folgen unferm Dichter nicht mehr recht —?“ — „Ach, was heeßt Dichter!“ rief der andere, „ich wart' doch bloß, bis ich det Licht hier ausdrehn und 'n Saal abschließen kann.“

Einhahnstraße. „Halt, Sie fahren in der falschen Richtung!“ — „Na nu, Sie können doch nicht wissen, wo wir hin wollen.“

Protekt. „Was sagen Sie, ich hätt' keine Bildung? Wegen mir hat schon mal einer fünfzig Mark zahlen müssen, der mich einen ungebildeten Flegel genannt hatte!“

Verantwortlich: i. B. Guido Baehr, Poznan.